
Das zur Hälfte gefüllte Glas – halb voll oder halb leer?

Wir kennen alle das Sprachbild vom zur Hälfte gefüllten Glas und der Frage, ob das Glas nun halb voll oder halb leer ist. Dass diese Frage jeder für sich und anders entscheidet, erstaunt niemanden – mehr, obwohl uns die Erklärung dafür fehlt, warum der eine das zur Hälfte gefüllte Glas so und ein anderer es anders sieht. Und dabei ist noch nicht ausgemacht, was da einer wahrnimmt, das halb gefüllte Wasserglas vor Augen: Wasser, Wasser im Glas, Glas, gleich was es enthält – was, könnte man fragen, sieht er noch, oder war es – nur – das: Glas und Wasser?

Aus der Neurobiologie wissen wir, wie Wahrnehmung funktioniert, wie die Sensorik unserer Wahrnehmungsorgane Impulse produziert, die weiter geleitet über unsere Nervenbahnen irgendwo in uns so verarbeitet und „eingelagert“ werden, dass wir uns (im weitesten Sinne) ein Bild von jener Sache machen können, die Gegenstand unserer Wahrnehmung war. Unstreitig ist dabei, dass alles konkret Gegenständliche im Fokus unserer Wahrnehmung liegt, also alles, was positivistisch für uns existent ist. Was wir da wahrnehmen, ist für uns wahr, weil es sich deckt mit den Erfahrungen mit eben diesen Gegenständen und dem praktischen Wissen darüber, was wir von diesen Gegenständen haben. Somit werden für uns diese Gegenstände, weil wahr, Realität.

Wie nun ist's mit der Wahrnehmung all dessen, was wir mit der Sprache abstrakt beschreiben, aber nicht wissen, was tatsächlich das „Ding“ ist und die „Gegenstände“ sind, von denen wir da reden? Kann man Freundschaft wahrnehmen, Liebe, Geborgenheit, Vertrauen, Hoffnung, ei-

ne Chance? Wir reden von *eine Chance wittern* – was riechen wir da? Nehmen wir, wenn wir Freude bei uns wahrnehmen, die Erhöhung des Adrenalinpiegels und die Ausschüttung von Glückshormonen wahr? Das wäre ja immerhin messbar. Und bei der Freude anderer: Nehmen wir dabei vielleicht das komplexe Bild verbaler und nonverbaler Zeichen wahr, das uns sagt: Da freut sich einer? Und wenn die Rede ist *da zerreißt es einen fast vor Trauer*? Was zeigt sich da, was wir als Trauer wahrnehmen? Oder ist das, was wir da als Wahres wahrnehmen nur die Deutung letztlich hochkomplexer, nachvollziehbarer Zeichen aus der Welt des Gegenständlichen? Oder reimen wir uns zusammen, was da zum Beispiel Trauer sein könnte, was wie Trauer aussieht, und reden dann und daher davon, dass wir Trauer wahrnehmen?

Wir wissen es nicht – zumindest nicht genau, wie das geht mit der Wahrnehmung von Abstraktem, von Gefühlen, von Haltungen, Tugenden, von Bewegtheiten, Ahnungen und Visionen.

Indes: Was immer es sein mag, was unsere Sinnesorgane wahrnehmen und wie immer sie es tun, es hat Bedeutung für uns, indem es unser Tun und Lassen, unser Denken und Fühlen, unser Leben insgesamt deutet. Was wir da wahrnehmen, stiftet Bedeutungen und daher Sinn von dem, was uns als Welt umgibt, die wir wahrnehmen. Was dabei von Bedeutung ist oder Bedeutung verliert, uns bestätigt oder in Frage stellt, unterliegt einem schwer nachvollziehbaren Skalierungssystem, das seine Referenz hat in der Gesamtheit unserer Erfahrungen, sich also darauf bezieht, was wir im Laufe des Lebens an Erfahrungen sammeln. Ob wir eine Sache als schön wahrnehmen, einer Sache also eine ganz bestimmte Qualität zumessen, liegt am Gesamt unserer Erfahrungen von „schön“.

Dieser Erfahrungsschatz setzt sich je unterschiedlich zusammen, je nach Menge, Bedeutung und Differenzierung der Wahrnehmungen, die sich darin versammeln. Daran liegt es auch, dass die einen einen Gegenstand so wahrnehmen, ein Anderer denselben Gegenstand aber anders. So ist beispielsweise für den einen der Geruch in einer Schokoladenfabrik penetrant, ja Eckel erregend. Derjenige, der dort arbeitet, empfindet dabei nichts Außergewöhnliches (mehr). Oder denken wir an Parfümerie-Abteilungen in Kaufhäusern, und wie unterschiedlich diese „Geruchsgebiete“ wahrgenommen werden.

Die Frage des Gegenstandes unserer Wahrnehmung verschärft sich, wenn wir uns fragen, wie sich die Sache mit der Wahrnehmung unserer selbst verhält, Selbstwahrnehmung also. Was ist da - im weitesten Sinne - Gegenstand unserer Wahrnehmung? Und welches Organ ist es, mit dem wir uns selbst wahrnehmen? Oder dient das, was wir glauben, an uns selbst wahrzunehmen, eine Fülle von Bildern, die sich aus unserer Erfahrung bestätigen, dient das also letztlich nur der Selbstbestätigung und der Selbstaffirmation. Verwunderlich die Frage, sind wir uns selbst doch eigentlich ein konkreter Gegenstand, der in den Fokus unserer Wahrnehmung gerückt ist. Nur, dass zu all dem gegenständlich Konkreten, was uns ausmacht, eine Menge Unkonkretes hinzukommt, Gefühle, Emotionen, Motivationen, Haltungen, Ahnungen – schwer auszumachen, was diese Begriffe tatsächlich markieren - und Gegenstand einer Wissenschaft, der Psychologie.

Der Schatz, den wir mit unseren Erfahrungen zusammengesammelt haben, Ergebnis unserer vielfältigsten Wahrnehmung, verdichtet sich zu einem Deutungsmuster, das es uns ermöglicht, dem, was wir wahrnehmen, schnell eine Bedeutung zu ge-

ben. Dieser hochkomplexe Vorgang der Verdichtung zu Mustern bezeichnet, was wir mit der Redewendung „eine Sache durch eine bestimmte Brille sehen“ ausdrücken (dabei hat sich die „rosarote Brille“ sprachlich am nachhaltigsten etabliert). Letztendlich sind diese Brillen nichts anderes als Wahrnehmungsmuster, die sich zusammensetzen aus Algorithmen, also Ordnungsvorschriften, anhand derer wir unseren Wahrnehmungen Bedeutungen beimessen.

Bei aller Erleichterung und schnellen Zuordnung unserer Sinneseindrücke machen diese Wahrnehmungsmuster aber auch träge dafür, was ausserhalb des „Brillenrahmens“ wahrzunehmen möglich wäre. Da gilt dann: Was ich nicht sehe, höre, rieche, fühle (also jenseits des Wahrnehmungsmusters liegt), das gibt es nicht; es ist wie nicht da, existiert nicht. Und umgekehrt: Was nicht ist, kann auch nicht sein – und kann somit für mich nicht zu einer als wahr erkannten Realität werden, irrelevant für alles weitere. Und auch nicht Erfahrung, die dem gesammelten Schatz derselben zugezählt würde.

In diesen Mustern und deren Selektionsmechanismen liegt der Grund, dass Menschen Welt, ihre Welt, sehr unterschiedlich wahrnehmen. Und: dass sie je Unterschiedliches in ihrer Welt wahrnehmen. Und: Dass für den ein oder anderen „Dinge“ in den Fokus ihrer Wahrnehmung rücken, die es „eigentlich“ (will sagen: in den „normalen“ Wahrnehmungsmustern der meisten Menschen) gar nicht gibt – und die doch da sind.

Dass darüber kontrovers diskutiert wird, zeigt sich schon an der Diskussion um die Bedeutung des zu Beginn apostrophierte Sprachbildes vom zur Hälfte gefüllten Glas und der Frage, ob dieses halb voll oder halb leer sei bzw. der Frage, ob in der anderen Hälfte des Glases sich vielleicht et-

was findet, was wir nicht sehen oder innerhalb unserer Wahrnehmungsmuster nicht wahrnehmen, weil unsere „Brille“ etwas ausblendet, was sich nicht in unserem „normalen“ Erfahrungsschatz findet.

Gleich, für was dieses Bild von halb voll oder halb leer oder doch voll steht, es lässt uns nicht nur die Welt so oder anders erscheinen, es treibt auch unser Handeln in die eine oder eine andere Richtung – mit je recht unterschiedlichen Konsequenzen: Erfolge oder Misserfolge, Freude oder Unglück, Liebe oder Hass – was immer wir also als Ergebnis unseres Tuns ernten. Und das – das sagt uns unsere Erfahrung übereinstimmend –, kann sehr unterschiedlich sein.

Das erinnert an die Geschichte von den zwei jungen Männern, die aus einer Stadt in eine andere wegziehen wollten, wenngleich beide aus sehr unterschiedlichen Gründen. Dem einen war das Glück nicht hold, das Unglück schien wie Pech an seinen Schuhen zu kleben. Was er in die Hand nahm, zerbrach. Was alles hatte er da erlebt: Menschen voller Neid, Hass, Missgunst und Verleumdung, nicht einer war hilfsbereit, ehrlich und ihm wohl gesonnen – wer wollte da nicht wegziehen und in einer anderen Stadt sein Glück versuchen.

Dem anderen jungen Mann erging es da ganz anders. Er wollte mehr von der Welt sehen und noch mehr lernen als das, was er schon konnte. Ihm schien das Glück hold und seine Art verbreitete, wo immer er hinkam, gute Stimmung, Hoffnung und Vertrauen, was ihm die Menschen zurückgaben als Freundlichkeit, Wärme und Hilfe, wo immer er solche brauchte.

Beide begaben sich also getrennten Weges auf die Reise. Zuerst kam der, der sein neues Glück suchte, an das Tor der Stadt. Einen alten Mann, der das Stadttor be-

wachte, fragte er: Sag', wie sind die Leute hier in der Stadt. Der Alte antwortete: Sag mir erst, wo du herkommst und wie dort die Leute sind. Da klagte der junge Mann: Die Leute dort sind faul, eingebildet, egoistisch, ja sie verleumden, hassen und beleidigen und wollen einem nichts Gutes. Ich bin froh, hier zu sein.

Der Alte sah den Mann mit düsterer Miene an und entgegnete: Ich muss dich enttäuschen. Die Leute hier sind genau so wie dort, wo du herkommst: faul, unehrlich, egoistisch, verleumderisch, sie hassen ebenso, beleidigen und wollen einem nichts Gutes.

Der Mann, der sein Glück suchte, machte bekümmert kehrt und ging davon.

Wenig später kam der, der noch mehr von der Welt und dem Leben wissen wollte, an das Stadttor. Auch ihn fragte der alte Mann, der das Tor bewachte nach dem Woher und wie dort, von wo er komme, die Leute denn seien: Freundlich sind sie, sagte der junge Mann, zuvorkommend, hilfsbereit, sie sind ehrlich und friedlich und darum bemüht, dass das Gute seinen Platz hat.

Der Alte überlegte nicht lange und sagte: Dass du da bist, ist gut. Du hast nämlich Glück, denn auch hier sind die Menschen freundlich, höflich, ehrlich, hilfsbereit und dem Guten zugetan, also genau so, wie in der Stadt, aus der du kommst. Und er öffnete dem Mann mit guten Wünschen das Stadttor.

Der Mann, der sein Glück trotz allen Suchens nicht gefunden hatte, suchte in seiner Not einen weisen Alten auf, der in den Bergen lebte. Sag, fragte er den Alten, warum ist es mir nicht gegeben, Besseres zu finden als das Unglück, das ich all überall antreffe und das mich verfolgt, als ob ich es suchte. Der Alte überlegte, ging in seine Hütte und brachte ein Glas, das zur Hälfte

mit Wasser gefüllt war. Was ist das, fragte der Alte den Mann, der nur Unglück hatte. Ein Glas, sagte der Mann, das halbvoll mit Wasser ist. Es wäre besser, du hättest es voll gemacht. Dann hätten wir beide genug zu trinken und keiner müsste dürsten.

Der Alte sann lange vor sich hin, spielte mit den Murmeln in seiner Hand. Dann sagte er nach einer Weile: Man muss nicht Durst haben, um sich zu erfreuen an der köstlichen Gabe des Wassers, das in diesem Glas ist. Der daraus trinkt, wird es als gute Gabe sehen, sich freuen und in seiner Hoffnung gewiss sein, dass, wann immer er es braucht, ihm Wasser geschenkt wird. Und er wird darüber glücklich sein.

Der Mann mit dem Unglück fragte: Wie soll sich einer an dem freuen, was er nicht hat, der fehlenden Hälfte Wassers im Glas?

Der Alte schwieg lange vor sich hin. Er wird sich freuen an der anderen Hälfte, sagte er leise vor sich hin, seinen Murmeln nachlauschend. Und in seiner Freude wird

er das, was ihm damit geschenkt ist, mit einem, der des Wassers bedarf, teilen. Beide werden grosse Freude haben und in Frieden ihrer Wege gehen. Und werden mit denen, die ihrer bedürfen, das Wasser teilen. Alle, die solche Güte erfahren haben, werden sie teilen mit ihrem Nächsten. So kommt Güte in die Welt, sagte der Alte.

Was der Mann, der sein Glück suchte und meinte, ihm nie begegnet zu sein, danach tat, erzählt die Geschichte nicht. Wir würden ihm wünschen, dass er die seine Welt, hernach hätte anders sehen können. Sicher ist nur, dass auch er sich, wann immer das gewesen sein sollte, hatte entscheiden müssen, ob das halb mit Wasser gefüllte Glas ein halb volles oder ein halb leeres Glas war. Und: Ob es sein Glas war. Vielleicht konnte er dann auch entdecken, ob außer dem Wasser das Glas noch anderes als „nur“ Wasser füllte, was seinen Augen allerdings verborgen geblieben war.